

**BERND-LUTZ LANGE/ANDREA LORZ, Jüdische Spuren in Leipzig**, 2. überarbeitete und erweiterte Auflage, Passage-Verlag, Leipzig 2016. – 128 S., 87 Abb., brosch. (ISBN: 978-3-95415-045-8, Preis: 10,00 €).

**MARCO HELBIG, Ephraim Carlebach**. Neoorthodox Rabbi in a Liberal Town, Hentrich & Hentrich Verlag, Berlin/Leipzig 2019. – 114 S., 24 s/w Abb., brosch. (ISBN: 978-3-95565-335-4, Preis: 14,90 €).

**SVEN TRAUTMANN/GABRIELE GOLDFUSS/ANDREA LORZ, Eva Wechsberg**. Das Jahrhundertleben einer jüdischen Leipzigerin (Jüdische Miniaturen, Bd. 268), Hentrich & Hentrich Verlag, Berlin/Leipzig 2021. – 88 S., 23 s/w Abb., brosch. (ISBN: 978-3-95565-429-0, Preis: 8,90 €).

**ELLEN BERTRAM, Leipziger Opfer der Shoah**. Ein Gedenkbuch, Verlag für Alternatives Energierecht, Leipzig 2015. – 785 S., geb. (ISBN: 978-3-941780-10-1, Preis: 32,95 €).

Die Israelitische Religionsgemeinde zu Leipzig war in den 1920er-Jahren mit insgesamt rund 12 600 Mitgliedern die mit Abstand größte jüdische Gemeinde Sachsens und die sechstgrößte Gemeinde im Deutschen Reich. Ihre Bedeutung schlug sich auch in den zahlreichen Neuerscheinungen der letzten Jahre nieder. Viele dieser Arbeiten entstanden aus dem Kontext der lokalen Erinnerungskultur heraus: Sie versuchen, die in der Zeit des Nationalsozialismus zerstörte „jüdische“ Geschichte der Messestadt auf verschiedene Weise für ein breites Publikum sichtbar zu machen.

Besonders offensichtlich ist dies bei Bernd-Lutz Langes und Andrea Lorz' Neuauflage von „Jüdische Spuren in Leipzig“. Als kleiner, bebildeter Reiseführer führt das Bändchen an jüdische Orte in der Messestadt. Ausführlicher als CHRISTIAN BÖWES digital abrufbares Buch „Das jüdische Leipzig. Ein kleiner Stadtführer“ (ca. 2013), der 14 Orte und zahlreiche Stolpersteine erschließt, wenden sich Lange und Lorz 22 konkreten Orten des jüdischen Gemeindelebens, den jüdischen Friedhöfen sowie Wohn- und Gedenkort zu. Im Unterschied zur Erstauflage von 1993 enthält der Band nun auch Beiträge zur Ez-Chaim-Synagoge, zum Geburtshaus des Nobelpreisträgers Sir Bernard Katz, zu Schussheims Wohn- und Arbeitsheimen, dem Königsbau am Augustusplatz und dem Deportationsdenkmal im Hauptbahnhof. Diese Veränderungen, die sich in erforderlichen Aktualisierungen und Präzisierungen der Artikel der Erstauflage dokumentieren, spiegeln den Wandel und die Debatten innerhalb der Leipziger Forschungs- und Gedenklandschaft wider.

Unter der etwas irreführenden Überschrift „Vorwort“ führt die Publikation zunächst in die Geschichte von Juden in Sachsen im Allgemeinen und in Leipzig im Besonderen ein. Diese reicht von der Wiederansiedlung von Juden in der Messestadt über den Aufstieg zur jüdischen Großgemeinde ab der Mitte des 19. Jahrhunderts bis in die Gegenwart der zurzeit circa 1 300 Mitglieder zählenden Israelitischen Religionsgemeinde. In einer kleinen Chronik am Schluss des Bandes können Leserinnen und Leser die Meilensteine der historischen Entwicklung separat nachvollziehen. Die ersten inhaltlichen Beiträge sind den jüdischen Friedhofsstandorten, deren Geschichten und einzelnen dort bestatteten Persönlichkeiten gewidmet, so etwa dem Areal des ehemaligen Israelitischen Friedhofs im Johannistal, wo sich heute eine Gartenanlage befindet. Deutlich wird, dass lokale Erinnerungspolitik oftmals einen langen Atem braucht. Beispielsweise seien Anfang der 1990er-Jahre angestellte Überlegungen zur Aufstellung eines Gedenksteins am ehemaligen Standort „noch nicht in die Tat umgesetzt“ (S. 15) worden. In den Beiträgen zum Alten Israelitischen Friedhof in der Berliner Straße wurden im Unterschied zur Erstauflage unter anderem die Angaben zu

den Todesumständen des dort beigesetzten Arztes Felix Cohn angepasst. Cohn war während des Pogroms am 10. November 1938 durch Schüsse verletzt worden, an deren Folgen er wenige Stunden später im Polizeigefängnis verstarb (S. 20). Im Beitrag über den Neuen Israelitischen Friedhof an der Delitzscher Straße erfahren die Leserinnen und Leser nunmehr zur Beisetzung von Thorarollen im Jahr 1998, dass diese bei Umbauarbeiten in der Universitätsbibliothek gefunden worden waren (S. 31). Die Thorarollen wurden jedoch nicht „offensichtlich in der Zeit des Novemberpogroms dort eingemauert“ (S. 32), sondern 1939 im polnischen Krośniewice geraubt. 2009 hatte man deshalb einen neuen Grabstein auf dem Friedhof gesetzt. Weitere Beiträge thematisieren Leipziger Gedenkmale für die unter dem NS-Regime in der Stadt verfolgten und während der Shoah ermordeten Menschen jüdischer Religion und Herkunft. Neben dem 2001 neu eingeweihten Gedenkareal an der Gottschedstraße, wo sich bis 1938 die große Gemeindefriedhof befand, dem Gedenkstein zur Erinnerung an die Misshandlungen von Verfolgten während des Novemberpogroms am Ufer der Parthe und dem Denkmal für die aus Leipzig Deportierten im Hauptbahnhof weist der Band auf die inzwischen weit über 300 Stolpersteine hin, die zur Erinnerung an die Verfolgten im öffentlichen Raum in Gehwege eingelassen sind. Eine Liste mit 32 aktuellen Leipziger Straßennamen, die an jüdische Persönlichkeiten erinnern, findet sich am Schluss des Buches (S. 117), vertieft – dies mag der Kürze des Genres geschuldet sein – deren Biografien jedoch nicht. Dies ist insofern schade, als dass man unter anderem die Zuordnung von Rosa Luxemburg hinterfragen kann und sollte. War die spätere KPD-Politikerin, die zwar einer jüdischen Familie entstammte und sich deshalb in ihrer politischen Arbeit immer wieder als „Jüdin“ diffamiert sah, denn wirklich eine „jüdische Persönlichkeit“? Wohl eher nicht.

Der Band führt an weitere Orte ehemaligen und aktuellen jüdischen religiösen Lebens. Neben der Brodyer Synagoge, die neben dem Görlitzer Gotteshaus als eine von zwei großen Gemeindefriedhöfen auf dem Gebiet des Freistaats Sachsen die Novemberpogrome überstand und heute als Gemeindefriedhof dient, haben auch die Beth-Jehuda-Synagoge sowie das Wohn- und Bethaus des Rabbiners Israel Friedmann Aufnahme gefunden. Erfreulich ist der nunmehr hinzugekommene Beitrag zur 1938 zerstörten Ez-Chaim-Synagoge, die die größte orthodoxe Synagoge in Sachsen war. Nach wie vor bemüht sich der Bürgerverein Kolonnadenviertel um eine würdige Erinnerung auf dem Areal, das heute als Parkplatz dient (M. SCHÖNHERR, Ez Chaim Synagoge, Radebeul 2021). Orte der Gemeindeverwaltung (Haus Löhstraße 10) und der Begegnung (Ariowitsch-Haus) werden ebenfalls vorgestellt. Die weiteren Orte sind die ehemalige Villa Ury, der Königsbau am Augustusplatz, ehemals Standort des Kaufhauses Bamberger & Hertz, sowie die durch den Bankier Hans Kroch initiierte und nach ihm benannte Wohnsiedlung im Stadtteil Neu-Gohlis. Außerdem wird auf die in der Zeit des Nationalsozialismus eingerichteten „Judenhäuser“ hingewiesen. Etwas aus dem Rahmen fällt der Beitrag zum Leipziger Synagogalchor, der keinen konkreten Ort, sondern ein Element jüdischen Kulturlebens abbildet (S. 95).

Es liegt am Wesen eines Stadtführers, dass seine Beiträge zu den einzelnen Orten knappgehalten sind und hier konkret auf die „jüdischen“ Geschichten fokussieren. Ein kleines Literaturverzeichnis mit neueren Publikationen erlaubt jedoch vertiefende Lektüre (S. 121 f.). Die meisten Orte können ohne weiteres erlaufen werden, da sie sich in der Innenstadt befinden und durch eine beigegebene Karte leicht aufzufinden sind. Zudem will die kleine Einführung vernetzen: Sie verweist sowohl auf Bibliotheken, Museen und Archive, in denen sich Dokumente zum jüdischen Leben finden lassen, als auch auf Forschungseinrichtungen und Vereine, die sich mit der Geschichte der Leipziger Juden beschäftigen (S. 97-106). Etwas „altmodisch“ erscheint indessen, dass der Band auf Verknüpfungen zu den Websites der genannten Institutionen wie ins-

besondere auf digitale Projekte zu Geschichte, Erinnerungskultur und Bildungsarbeit komplett verzichtet.

Zu den Orten, die der kleine Stadtführer vorstellt, gehört die ehemalige Volks- und Höhere Israelitische Schule, die nach dem Namen ihres Gründers und wichtigsten Lehrers gemeinhin Carlebach-Schule genannt wurde. Seit 2008 trägt das Gebäude offiziell den Namen des neoorthodoxen Rabbiners und Schulleiters Ephraim Carlebach (1879–1936), dem die kleine, sowohl in deutscher als auch in englischer Sprache vorliegende Studie von Marco Helbig gewidmet ist. Der Autor, auf dessen Promotion das Bändchen aufgebaut ist (DERS., Ephraim Carlebach, Leipzig 2016) und der dessen Biografie musikalisch für die Bildungsarbeit nutzbar gemacht hat – der Text des Carlebach-Raps findet sich am Schluss des Buches (S. 109–113) –, beschreibt dessen Lebensweg als den eines „Grenzgängers“ zwischen neoorthodoxem Judentum und deutscher Bürgergesellschaft (S. 11). Nach kurzen Ausführungen zur Kindheit des in Lübeck als eines von zwölf Kindern geborenen Carlebach sowie seinem Werdegang zum Doktor der Philosophie und Rabbiner, schließt sich ein Abschnitt zu seinem Leben, seiner Familie und seinen sechs Kindern in Leipzig an. Dort war Carlebach ab 1900 als Rabbiner und Lehrer des Talmud-Tora-Vereins und ab 1917 beziehungsweise offiziell ab 1924 als Rabbiner für die gesamte Gemeindeorthodoxie zuständig. Auch dieses Wirken schildert Helbig, wobei er die innergemeindlichen Konflikte mit dem liberalen Rabbiner Felix Goldstein ebenfalls nachzeichnet. Das umfangreichste, mehr als 20 Seiten umfassende Kapitel ist Carlebachs Schulprojekt gewidmet. 1912 gelang ihm die Gründung der Höheren Israelitischen Schule, die ab dem Folgejahr in der Gustav-Adolf-Straße 7 untergebracht war. Diese sei sein „echtes Vermächtnis“ (S. 73). Dass die Integration von neoorthodoxem jüdischem Glauben und den Vorgaben der sächsischen Schulpolitik sich nicht immer einfach gestaltete, zeigt Helbig am Beispiel der Auseinandersetzungen um den Unterricht am Samstag beziehungsweise Schabbat. Carlebach suchte bis zur Gestattung der Unterrichtsfreiheit 1924 immer wieder nach Wegen, diesen zu umgehen (S. 85–87). Nicht nur deswegen wurde er wiederholt und nicht selten persönlich angegriffen, einerseits von Opponenten innerhalb der Israelitischen Religionsgemeinde, andererseits aber auch aufgrund antisemitischer Anfeindungen. Letztere verstärkten sich mit der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten, wodurch die Schule immer mehr zum Anlaufpunkt für Schüler jüdischer Religion und Herkunft wurde. 1936 waren es bereits 1 100, die von 42 Pädagogen unterrichtet wurden (S. 78). Mit dem Rücktritt und der Emigration Carlebachs nach Palästina 1936, wo er noch im gleichen Jahr verstarb, schließt die kurzbiografische Arbeit. Nach den einzelnen Kapiteln findet sich jeweils separat das zugehörige Bildmaterial, darunter viele Schwarz-Weiß-Fotografien Carlebachs und seiner Familie. Insgesamt gibt der Band einen guten Einblick in die Biografie des Rabbiners und Lehrers sowie die Entwicklungen und Konflikte innerhalb der Israelitischen Religionsgemeinde im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts. Während wissenschaftlich Interessierte auf Helbigs Promotion verwiesen seien, so kann der kleine Band bei seinen eigenen – Helbig ist aktuell Projektleiter und wissenschaftlicher Leiter im Ariowitsch-Haus – und weiteren Projekten im Bildungs- und Kulturbereich eingesetzt werden.

Zu den Schülerinnen der Carlebach-Schule gehörte Eva Wechsberg (geboren 1922). Sven Trautmann, Gabriele Goldfuß und Andrea Lorz lernten Wechsberg im Rahmen des Besuchsprogramms für ehemalige jüdische Leipziger und deren Nachfahren kennen. Auf der Grundlage eines 2019 geführten Interviews sowie weiteren Materials entstand ein Biogramm (S. 8), das in der Reihe „Jüdische Miniaturen“ des Hentrich & Hentrich Verlags erschien. Wechsberg, Tochter des Hautarztes Hans Abelsohn und seiner Frau Käthe – die Familie war assimiliert und gehörte der oberen Mittelschicht der Leipziger Stadtgesellschaft an (S. 14) – war in ihrer Kindheit stark von zio-

nistischem Gedankengut geprägt worden. Die unbeschwerten Tage endeten für sie wie für viele andere als Juden verfolgte Menschen mit der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten 1933. Die schrittweisen Einschränkungen der ärztlichen Tätigkeit des Vaters infolge der antisemitischen Staatsdoktrin schildert das Bändchen ebenso wie die sogenannte Polenaktion (S. 34 f.) und das Novemberpogrom im Herbst 1938 (S. 35-39): Wechsberg erlebte als Augenzeugin die zerstörte Synagoge, die Misshandlungen von Verfolgten im Flussbett der Parthe und aufgrund ihrer Arbeit im Eitingon-Krankenhaus jene Verletzten, die nach dem Pogrom aus dem Konzentrationslager zurückgekehrt waren (S. 41 f.). Im März 1939 emigrierte Wechsberg mit ihrer Mutter und ihren Geschwistern in die USA. Der Vater war bereits 1938 ausgeweisert. Die Verfasserinnen und der Verfasser schildern, welchen Schwierigkeiten vor dem Neuanfang im Exil zu begegnen war. Sie präsentieren auch Wechsbergs Biografie nach dem Zweiten Weltkrieg: ihre beiden Ehen, ihr berufliches wie ehrenamtliches Wirken, Familie und Freunde – darunter eine Leipzigerin, die sie aus Kindheitstagen kannte, und weitere ehemalige Leipzigerinnen und Leipziger, die als Juden in der Zeit des Nationalsozialismus verfolgt worden waren. Erstmals kehrte Wechsberg in den 1980er-Jahren nach Leipzig zurück, wo sie sich nach 1990 um Restitution bemühte. Das Besuchsprogramm für ehemalige jüdische Leipzigerinnen und Leipziger und ihre Nachfahren – dem Thema ist ein kurzer Einschub gewidmet (S. 58-61) – führte sie 1996 erneut und seitdem immer wieder in der Messestadt, wo sie als Zeitzeugin auftrat. Nachworte ihres Leipziger Freundes BERND-LUTZ LANGE und aus ihrer eigenen Feder beschließen das kleine Bändchen.

Insgesamt spiegelt die Publikation damit vieles von dem wider, was aus den vielen Erzählungen anderer Zeitzeugen, die im Nationalsozialismus als Juden verfolgt waren, so oder so ähnlich für Leipzig bereits bekannt ist – insbesondere mit Blick auf die Verfolgung. Für diese ist Wechsbergs Biografie zunächst nur ein weiterer individueller Beleg. Gleichwohl hat die Lebensgeschichte vor allem aufgrund der geschilderten Wiederannäherung Wechsbergs an Leipzig nach 1945 insbesondere für die Erinnerungs- und Bildungsarbeit vor Ort ihren Wert.

Während Carlebach und Wechsberg die Emigration gelang, bedeuteten die nationalsozialistische Judenpolitik und die Shoah für hunderte andere Personen, die als Juden verfolgt wurden und deren Biografien mit Leipzig verknüpft waren, den Tod. 5 418 Namen hat Ellen Bertram, eine der besten Kennerinnen dieses dunklen Kapitels der Geschichte, im Gedenkbuch für die „Leipziger Opfer der Shoah“ zusammengetragen. Bereits 2001 hatte sie ein Erinnerungsbuch mit knapp 2 000 Namen vorgelegt (DIES., Menschen ohne Grabstein, Leipzig 2001), das sie auf der Grundlage ihrer neuen Rechercheergebnisse umfangreich erweitern konnte. Eine Datenbank mit den Leipziger Opfern der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft – also nicht nur den als Juden verfolgten – ist über die Stadt Leipzig zugänglich (<http://gedenkbuch.leipzig.de/willkommen.aspx>, Zugriff 14. Juli 2021) und versammelt auch die von Bertram zusammengetragenen Biogramme. Die Datenbank führt zudem zusätzlich auch als Juden Verfolgte auf, die wie etwa Julius (1856–1933) und Olga Block (1856–1937) in Leipzig in der Zeit des Nationalsozialismus lebten, aber offenbar nicht Opfer direkter Gewaltmaßnahmen wurden. Leider suggeriert ihre Aufnahme in die Datenbank aber genau das. Bertrams Buch ist darin präziser. Es erinnert nicht nur an jene Menschen, die direkt aus Leipzig deportiert oder hier Opfer der Verfolgung wurden, sondern auch an jene ehemaligen Leipzigerinnen und Leipziger, die aus ganz Europa in den Mahlstrom der Shoah gerieten. Ausführlich dargestellt werden in der umfangreichen Einführung insbesondere die Formen der Diskriminierung und Ausgrenzung ab 1933, mit der sich nicht nur die Binnenmigration, sondern auch die Emigration von in Leipzig als Juden verfolgten Menschen verstärkte. Kenntnisreich schildert Bertram die Etappen der Ver-

folgung, die sich 1938 mit dem Pogrom nochmals verschärfte. Einen längeren Abschnitt verwendet sie auf die Darstellung der Auswanderung in andere europäische Länder, für die sie mit Fokus auf die ehemaligen Leipziger Verfolgten die Deportation und Ermordung im Allgemeinen nachzeichnet. Deutlich wird, dass sich für viele der Emigrantinnen und Emigranten im europäischen Ausland die Verfolgung unter deutscher Besatzung oder unter mit dem Deutschen Reich verbündeten Kollaborationsregimen fortsetzte. Wie akribisch Bertram zu den Schicksalen recherchiert hat, zeigt sich darin, dass sie auf Ermordungen im Rahmen der Euthanasie („T4“) und der Häftlingseuthanasie („14f13“) zwischen 1940 und 1944 eingeht (S. 72-74). Ausführlich schildert sie zudem die von Januar 1942 bis Februar 1945 erfolgenden neun Deportationstransporte aus Leipzig, die in drei Fällen direkt ins Vernichtungslager Auschwitz und in den anderen ins euphemistisch als „Altersghetto“ umschriebene Lager Theresienstadt führten. Von den 1 830 mit diesen Transporten deportierten Menschen überlebten die Shoah gerade einmal 267 Personen (S. 75).

Auf über 650 Seiten führt der Band schließlich Namen, Lebensdaten, Staatsangehörigkeit, Berufe und Zwangsarbeit, Tätigkeiten für die Israelitische Religionsgemeinde, Angaben zum Aufenthalt und der letzten bekannten Wohnadresse in Leipzig, verwandtschaftliche Beziehungen sowie Angaben zu Ausweisung, Flucht, Emigration, Deportation und Ermordung an, soweit diese bekannt sind. So erschütternd diese umfangreiche Datensammlung hinsichtlich der Shoah im Allgemeinen ist, so ist sie für die Erinnerungsarbeit vor Ort wie auch die Forschung von unschätzbarem Wert. Die Übersicht verdeutlicht, dass das mörderische Potenzial der nationalsozialistischen Verfolgung bereits nach der Machtübernahme 1933 einsetzte – wie etwa der Freitod des polnischstämmigen Metallhändlers Abraham Heinrich Ackermann (1879–1934) (S. 125) zeigt – und bis zum Kriegsende anhielt beziehungsweise in den Folgen auch darüber hinaus nachwirkte. Für letzteres sei das Beispiel von Helene Slagter (1892–1945) genannt, die die Lager Westerbork, Bergen-Belsen und Theresienstadt überlebte, im April 1945 im brandenburgischen Tröbitz befreit wurde, jedoch am 16. Mai 1945 verstarb (S. 669). Die Datensätze machen zudem Migrationsprozesse vor und insbesondere im Kontext der Verfolgung in der NS-Zeit sichtbar. Ebenso können sie als Quelle zur Analyse der Berufe oder der verwandtschaftlichen Netzwerke der Verfolgten herangezogen werden. Was fehlt, sind Angaben zum religiösen beziehungsweise jüdischen Selbstverständnis der Verfolgten. Dadurch hätte gezeigt werden können, dass die rassistische Definition des „Juden“ (S. 12) nicht nur pauschal diskriminierte, sondern viele Verfolgte sich gar nicht mehr als Juden verstanden, weil sie getauft waren, dem Judentum nicht mehr angehörten oder ihm fernstanden. Allerdings ist eine solche Rekonstruktion in vielen Fällen schwierig oder zumindest sehr aufwendig, da es dazu natürlich weiterer ergänzender Quellen bedarf. So bleibt, der jahrzehntelangen Arbeit der Verfasserin, die für ihr Engagement 2018 mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet wurde, mit Hochachtung zu begegnen.

Insgesamt belegen die hier besprochenen Bände drei Trends innerhalb der Erforschung zur Geschichte von Juden in Sachsen: Erstens gehen nach wie vor die meisten Arbeiten aus dem Kontext der lokalen Erinnerungsarbeit hervor, wobei der Schwerpunkt auf der Zeit der nationalsozialistischen Judenverfolgung liegt. Zweitens stehen immer noch die Biografien von Juden beziehungsweise von als Juden verfolgten Menschen im Mittelpunkt des Interesses, deren Rekonstruktion und Sichtbarmachung insbesondere für die lokale Erinnerungs- und Bildungsarbeit genutzt werden sollen. Zwar geht etwa Bertram auch auf die Unterstützung für die als Juden Verfolgten ein (S. 69-71). Was jedoch zusätzlich wünschenswert wäre, ist der Blick auf die Verantwortlichen, Täter und Profiteure der Verfolgung, zu denen in den letzten Jahren für Sachsen Arbeiten erschienen sind (für Leipzig etwa: R. GIESEL, Leipzigs national-

sozialistische Oberbürgermeister (1937–1945), in: Leipziger Stadtgeschichte (2011), S. 171–232). Schließlich werden drittens immer wieder Orte jüdischen Lebens und der nationalsozialistischen Judenverfolgung vorgestellt, die teilweise heute als Gedenkort firmieren und auf diese Weise das „Jüdische“ in der Leipziger Stadtgeografie sichtbar machen. An neuen Lokalstudien zur Geschichte des Leipziger Judentums wird es jedenfalls auch in den kommenden Jahren nicht fehlen, wie aktuelle Neuerscheinungen zeigen (Y. RUBOVITCH, *Mit Sportgeist gegen die Entrechtung*, Berlin/Leipzig 2020).

Radebeul

Daniel Ristau

**ADOLF DIAMANT, *Juden in Annaberg im Erzgebirge*.** Zur Geschichte einer untergegangenen Gemeinde. Unter besonderer Berücksichtigung der nationalsozialistischen Diktatur 1933–1945. Mit einer Dokumentation der noch vorhandenen Grabsteine des zerstörten jüdischen Friedhofs, Reprint, Verlag Heimatland Sachsen, Chemnitz 2016. – XXVIII, 212 S., geb. (ISBN: 978-3-910186-97-2, Preis: 22,80 €).

**JÜRGEN NITSCHKE, *Juden in Mittweida*.** Eine Spurensuche (Schriftenreihe des Stadtarchivs und Stadtmuseums zur Geschichte der Stadt Mittweida und Umgebung, Bd. 6), Stadtverwaltung Mittweida, Stadtarchiv/Stadtmuseum, Mittweida 2018. – 608 S., 535 Abb., geb. (ISBN: 978-3-00-058501-2, Preis: 34,90 €).

In den letzten Jahren sind mehrere Lokalstudien zur Geschichte der Juden in Sachsen erschienen, die auch die Kleinstädte und Landgemeinden in den Blick nahmen. Zu nennen sind hier die Arbeiten von NORBERT LITTIG zur Familie Schönwald in Großröhrsdorf (Erbaut 1928 CS, Wilkau-Haßlau 2008), von WERNER SCHUBERT zu Weißwasser (Beiträge zur Geschichte der Juden in Weißwasser, Weißwasser 2014), von INGRID LEWEK und WOLFGANG TARNOWSKI (†) zu Radebeul (Juden in Radebeul 1933–1945, Radebeul 2008) sowie von MICHAEL DÜSING (†) zu Freiberg („Mein Weg, Herr Oberbürgermeister, ist schon bestimmt.“, Dresden 2011). Weitere Lokalstudien befinden sich in Vorbereitung. Sie erweitern den Blick auf jüdisches Leben in Sachsen, wo sich ab der Mitte des 19. Jahrhunderts nur ein Bruchteil der Personen jüdischen Glaubens überhaupt im kleinstädtischen Raum niederließ. Zum Vergleich: Fast 90 Prozent jener Personen, die sich 1925 zur jüdischen Religion bekannten, lebten allein in den drei Großstädten Leipzig, Dresden und Chemnitz – im ländlichen Raum waren es dagegen nur wenige hundert.

Auch die beiden hier besprochenen Bücher wenden sich zwei kleineren Orten zu. Mit „Juden in Annaberg im Erzgebirge“ liegt ein Reprint der 1995 erstmals erschienenen und in erster Auflage vergriffenen Arbeit von Adolf Diamant (1924–2008) vor. Der in Chemnitz geborene Diamant überlebte die Schoah und siedelte 1956 nach Frankfurt/Main über. Als „Chronist“ trug er seit Ende der 1950er-Jahre unter anderem Dokumente und Daten zu den (ehemaligen) jüdischen Gemeinden in Sachsen zusammen, zu denen er für Chemnitz (Karl-Marx-Stadt, 1970), Zwickau (1971), Dresden (1973), Leipzig (1993) und zuletzt eben Annaberg umfangreiche Dokumentationen publizierte. Diese Bände bildeten oft einen Ausgangspunkt für lokale Forschungen zur Geschichte von Jüdinnen und Juden, die sich ab den 1980er-Jahren zumindest in den Großstädten intensivierte, ehe sie in den 1990er- und 2000er-Jahren vorläufigen Höhepunkt erreichten. In Annaberg lassen sich Juden erstmals zu Beginn des 19. Jahrhunderts zumindest während der Jahrmärkte nachweisen. Die florierende Posamentenindustrie zog in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch Geschäftsleute